

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 61 (1957-1958)
Heft: 6

Artikel: Die Schiebetür
Autor: Heimeran, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664700>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

gestossenen nun ewig durch den Wald irren müssen, bald als müde Irrwische, bald als nimmer-ruhende Schatten, und dass ihnen in den heiligen Nächten Stimmen verheissen wurden und sie sich jammernd und bettelnd um die tausendjährigen Zedern, die von den heiligen Bergen des Libanon einst hierher verpflanzt wurden, stiessen und drängten, weil alljährlich ein Unseliger ein Plätzchen auf den Zweigen erhielt und mit ihm siebenmal die ewige Seligkeit?

Der Schatten zwischen den Bäumen, der Lichter zwischen den Stämmen wurden immer mehr. Aus allen Richtungen kamen sie. Jetzt waren sie ganz nah, dann wieder schwenkten sie dicht über den Erdboden, sacht, regelmässig, und da sah ich, es waren keine Irrwischlein, und es waren auch keine Sterne. Es waren wirklich armer Leute Oellämpchen.

Ich ging zu ihnen. Ich ging mit ihnen. Mir war, als müsse das so sein. Sie führten noch tiefer in den Wald hinein. Ich hörte versunkenes Murmeln von träumenden Quellen und betenden Menschen. Wir kamen an eine einsame Eremita. Sie war sehr klein. Es waren schon viele Menschen dort. Wir konnten nicht mehr hinein. Die Lichtchen gingen weiter, und ich ging weiter.

Der Himmel war licht geworden. Mondhell. Der Wald war weiss geworden. Vor mir stand eine Tanne, ein sternhohe Tanne, und blanke Himmelslichter sassen auf ihren Zweigen. Tief unter den Zweigen versteckt sass fein und zurückhaltend eine junge Mutter und weinte ohne Tränen. Sie wiegte ihr Kind auf dem Schoss, ein schönes Kindlein, in Fetzen gehüllt und mit traurigen, wissenden Augen. Hätten seine Hände mit dem Zepter der Welt gespielt, ich wäre drob nicht erstaunt gewesen. Aber sie spielten mit einem Tannreis. Das war wie ein Wunder.

Ich lächelte still der Madonna und ihrem schönen Kinde zu. Das Kind schaute mich gar herzlich und vertraut an aus traurigen, wissenden Augen und wies mir mit bezauberndem Lächeln sein Reislein, und liess es fallen, so als hätte es mir jenes Reislein schenken wollen.

Neben der Eremita hob ein alter Bettler seine Geige. Sie hatte nur zwei Saiten, und er spielte nur immer die gleiche, kleine Melodie. Er spielte sie mit steifen, ungeübten Fingern, doch aus einem Herzen heraus, das Gott inbrünstig suchte. Ich schaute und lauschte. Silberne Melodien erwachten in Sternenhöhen und ein weihnachtsheiliges Rauschen ging nun durch den Wald.

D I E S C H I E B E T Ü R

Es ist so süß, sich zu erinnern. Es macht so warm von innen. Dabei sind es manchmal die kleinsten Begebenheiten, klein am Augenblicke ihres Erlebens gemessen, die gross und voll werden im Nachgeschmack.

Solcherart ist die Erinnerung an unsere Schiebetüre. Es war an sich nichts Besonderes an ihr, was des Erinnerns wert wäre. Allenfalls das, dass sie zwei Flügel hatte, die sich teilten und in der Wand verschwanden wie ein Theatervorhang, eine recht ansehnliche Einrichtung also für unsere häuslichen Verhältnisse. Sie war das Grösste an unserer kleinen Wohnung, kann man sagen. Wir hatten sie uns beim Bau ausdrücklich ausbedungen, um doch wenigstens ein Bücher- und Schreibkabinett vom Universalwohnzimmer abzutrennen. Wenn wir die Schiebetür schlossen, hatten wir ein Zimmerchen mehr, und wenn wir sie öffneten, genossen wir das Glück, dass wir wieder alle beisammen waren. Wir alle: das waren wir drei. Wir waren noch eine ganz kleine Familie mit einem ganz kleinen Kind in einer ganz kleinen Wohnung.

Da kam nun Weihnachten heran. Wir freuten uns sehr darauf, dass wir diesmal dem Christkind unser Christianekind mitbringen durften zum Spielen. Aber wenn das Christkind nun fragen sollte: «Wo ist eigentlich euer Weihnachtszimmer?» das könnte uns schön in Verlegenheit bringen. Danach fragt zwar das Christkind nicht, es braucht keinen grösseren Platz, als ein Herz. Aber wir waren gewöhnt, so zu fragen von daheim, wo es natürlich besondere Weihnachtszimmer gegeben, in denen sich wochenlang vor dem Fest das Christkind hatte ausbreiten können mit seinen Eisenbahnen, Kaufläden, Puppenstuben, Glaskugeln und einer Unmasse von Päckchen, Paketen, Papier, Holzwolle und Kerzen.

So ein richtiges Weihnachtszimmer hatten wir nicht zu bieten. Dafür hatten wir aber die Schiebetür. Wir konnten doch ausnahmsweise einmal am Schreibtisch essen und Christianens Wägelchen ganz gut zwischen den Regalen mit Brehms Tier-

leben und Grimms Wörterbuch unterbringen, so lange auf der anderen Schiebeseite das Christkind das Fest vorbereitete.

Wer von uns dem Christkind zur Hand gehen sollte war Gegenstand längerer Beratung. Am besten verstehen sich darauf die Mütter. Sie sind auch geschickter, den Baum zu putzen, vorausgesetzt, dass er einmal fest im Ständer steht, und dafür hatte ich vorgesorgt. Infolgedessen kamen wir überein, dass ich mich lieber den Hausgeschäften widmen sollte, um die Mutter ungestört dem Christkind zu überlassen.

So wurde denn die Schiebetüre zugezogen, und während auf der einen Seite das Christkind hanterte, wartete auf der andern der Vater seines Kindes. Das war recht gemütlich, denn das Kind schlief zumeist oder spielte erwachend mit seinen Händchen. Zu den festgesetzten Zeiten kam die Mutter zum Stillen herein, und so rückte die Stunde der Bescherung ganz friedlich näher.

Es war vereinbart, dass bei einbrechender Dämmerung die Weihnachtsmusik anheben, hiernach das Klingelzeichen ertönen und die Schiebetüre sich auftun sollte. Was die Weihnachtsmusik betraf, so war es bei uns beiden daheim üblich, Weihnachtslieder zu singen; doch versprach ich mir nicht viel davon, wenn ich nun hätte allein singen wollen. Ich nahm daher die Viola aus dem Kasten und spielte lieber die altvertrauten Melodien. Der dunkle Bratschenton, von einigen Akkorden untermalt, klang zwischen Büchern und Schiebetür recht feierlich, so dass Christiane in ihrem Wägelchen aufhörte zu quengeln, denn das lange Warten fing an ihr zu missfallen. Solange ich indessen spielte, hielt sie sich zu meiner grossen Befriedigung staunend still, sobald ich absetzte, wurde sie wieder unruhig.

Ich spielte daher Lied um Lied. Um es genau zu sagen: Ich spielte die gespielten Lieder eben noch und noch einmal. Denn so gross war mein Weihnachtsrepertoire doch nicht, dass ich beständig neue Lieder hätte spielen können, nachdem ich «Stille Nacht», «O du fröhliche», «Vom Himmel hoch da komm ich her», «Vom Himmel hoch ihr Englein kommt» und ähnliche absolviert hatte. Ich schmuggelte auch andere Lieder ein, die eingeräumt passten, beispielsweise «Morgen, Kinder, wird's was geben», obwohl das, genau genommen, nicht zutraf. Heute, ja jetzt gleich sollte es Bescherung geben.

Warum das Christkind immer noch nicht läutete? Ich spielte wohl schon eine halbe Stunde.

Es war ganz dunkel geworden zwischen den Büchern; die Weihnachtskerzen funkeln von drüben durch die Schiebetüre. Sie schloss nicht mehr ganz exakt, wie das eben in Neubauten bei vielen Türen und Fenstern vorkommt. Warum das Christkind immer noch nicht das Klingelzeichen gab zur Bescherung?

Ich wiederholte mein Repertoire von neuem. Es wollte mir scheinen, als ob es mir unter den Fingern zusammenschrumpfe. Mir fiel nichts mehr dazu ein, im Gegenteil, mir entfielen sogar die Lieder, die ich eben noch gewusst hatte. «Bist du denn noch nicht so weit, Christkindchen?» fragte ich da in meiner Not durch die Schiebetür.

«Aber längst!» antwortete das Christkind. «Ich warte doch nur, dass du aufhörst zu spielen!» Da setzte ich aber schleunigst ab, legte die Bratsche zur Seite, nahm die kleine Christiane auf den Arm, und unter seligem Gebimmel öffnete sich die Schiebetür vor der strahlenden Fülle.

Aber erst jetzt, nach vielen, vielen Jahren, habe ich recht empfunden, was mich die gute Schiebetür erleben liess: was es für eine Himmelsgabe ist, wenn man durchs ganze Leben einander behutsam zu warten weiß, von hüben und drüben.

A N E K D O T E

Gesammelt von Grete Schoepl

Seltsame Bartpflege

Salvador Dali, der stets aufs neue von sich reden zu machen versteht, gab jüngst in Madrid einem neugierigen Journalisten das Geheimnis bekannt, wie er seinen berühmten aufwärtsstrebenden Schnurrbart in Form zu bringen weiß:

«Zu diesem Zweck dient mir ein altes orientalisches Mittel. Ich lasse mir nach dem Frühstück eine Portion Datteln bringen. Die esse ich mit den Fingern, und statt dass ich mir nachher die Hände wasche, streiche ich mit ihnen so lange meinen Bart, bis sie ganz sauber sind. Dies genügt völlig, um ihn den ganzen Tag aufgerichtet zu erhalten.»